



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Frau des Missionärs : aus den Papieren einer Deutschen in London. III.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die Frau des Missionärs.

Aus den Papieren einer Deutschen in London.

### III.

Louifens Villa, März 18..

Wir lebten wieder einige vergnügte Monate. Band uns der Regen gleich an das Haus, so fanden wir in diesem hinreichende Zerstreung und Beschäftigung, und Keiner schien etwas zu vermissen. Wir lasen viel mit einander, und mein Deutscher schien dies so gerne zu haben, daß er sich oft nur ungern losriß, und mehr dem Gebot einer Pflicht, als seiner Neigung folgte. Nach und nach wurden seine Ausflüge jedoch häufiger und hielten ihn länger fern, trotz des übeln Wetters. Mir fiel dies Anfangs nicht auf. Ich wußte, wie viel er einer Pflicht opfern konnte, und wie leicht er sich dann selbst vergaß; so lange ich ihn demnach froh und zufrieden sah, störte ich ihn durch keine Bemerkung oder Klage. Bald indeß sollte es nicht mehr so sein. Er kehrte mit undüsterer Stirne zurück, warf sich mißmuthig in eine Sophaecke und vermied meine fragenden Blicke. Ich schwieg und suchte ihn nur aufzuheitern. Theilte er mir nicht freiwillig mit, was ihn beunruhigte, so wollte ich sein Vertrauen nicht erzwingen; aber meiner Theilnahme, meines Antheils mußte er zu allen Zeiten gewiß sein, und in meinem Betragen mußte er es lesen, daß ich um ihn bekümmert sei. Je finsterner ich ihn sah, je freundlicher bemühte ich mich um ihn. Unzeitige Empfindlichkeit hat schon manchen häuslichen Himmel umwölkt; er sollte daher in mir keinen Schatten der Art bemerken, um zu jeder Zeit ohne Verlegenheit, ohne Erklärung in den alten Ton einstimmen zu können. Ich ließ ihm diese Thür offen und erwartete nun das Weitere. —

Aber Tage und Wochen entschwanden und Alles blieb beim Alten. Häufiger nur wurden seine Ausflüge, düsterer seine Laune, und endlich sahen wir ihn nur wöchentlich einmal noch in seine Behausung zurückkehren. Daß er mich allein in dieser zurückließ, beschützt von einem ihm fremden jungen Manne, das schien ihm nie einzufallen. Es kam mir oft vor, als habe er Alles vergessen, bis auf einen Punkt, um den sich alle seine Gedanken drehten, ohne daß wir die Aze derselben zu errathen vermochten.

Diese Verstimmung konnte natürlich für Graf Pepoli kein Geheimniß bleiben, und oftmals gewahrte ich wie sein Blick forschend auf uns Beiden weilte. Doch entging es ihm dabei nicht, daß ich der leidende Theil sei, und mein Bemühen, meinen Deutschen aufzuheitern und aufzurichten, blieb ihm nicht verborgen. Mir hierin beizustehen, schien er sich daher zum Gesetz gemacht zu haben, und dankbar erkannte ich sein Bestreben, so fruchtlos es sich auch erwies. Er war jetzt, wenn er im Wohnzimmer erschien, stets höchst aufgeräumt und heiter; er sang mit mir, begleitete auf dem Klavier und erschöpfte sich in kleinen amüsanten Anekdoten und Begebenheiten aus seinem Leben. Er, der finstere, einsylbige Mann, war jetzt der munterste Gesellschafter geworden.

Aber für meinen Deutschen blieben dies weggeworfene Perlen. Wieder ein Monat war vergangen, und Alles noch beim Alten. Ich kann nicht leugnen, ich fühlte mich ein wenig entmuthigt. Die Regenzeit nahte ihrem Ende, und mit ihrem Ablauf sollte Graf Pepoli und die kleine Bella uns verlassen, dies Kind, das mir über alles theuer geworden war. Ich fühlte, welchen Schmerz ihr Verlust mir verursachen müsse und wie verödet meine Häuslichkeit nach der Abreise dieser Gäste aussehen würde. Während ich noch so nachsann und Gegenwärtiges und Künftiges an mir vorübergleiten ließ, mir eine Richtschnur meines Betragens darnach zu bilden, trat Graf Pepoli ein. Es war das erste Mal, daß er die Spuren von Thränen in meinen Augen gewahrte, und ich erröthete, ihm diese nicht verbergen zu können. Er nahte sich mir theilnehmend, preßte meine Hand an seine Lippen und bat mich, wenn es in seiner Macht stehe, mir nützlich sein zu können, nie zu zögern, auf jeglichen Dienst von seiner Seite zu rechnen. Er würde sich meines Vertrauens würdig zu beweisen wissen. Ich dankte ihm auf's Verbindlichste, versicherte ihm jedoch, daß das, was mich in dieser Minute betrübe, so egoistischer Natur sei, daß ich es nur bekämpfen, nicht nähren dürfe.

„Das kann ihr Fehler nicht sein, meine Gnädige,“ nahm er das Wort; „so viel traue ich mir auch noch zu, Menschenkenner zu sein. Die ihrem Volke angeborne oder angelebte „reserve“ läßt Sie nach einer Ausflucht suchen, nur um einem Freunde das Wahre zu verhehlen.“

Hier öffnete sich die Thüre und mein Deutscher trat ein. Es war eine stürmische Nacht, der Regen schlug an die Fenster, und kein Stern leuchtete dem einsamen Wanderer auf den in diesen Gegenden noch sehr ungebahnten Wegen. Welcher Beweggrund mochte ihn nur um diese Stunde vermocht haben, einen solchen Kampf mit den aufgeregten Elementen zu bestehen?

Er sah bleich und verstört aus; kein Mörder hätte mißmuthiger blicken, kein Verbrecher seine Augen lichtscheuer abwenden können. In allen seinen Zügen sprach sich eine Niedergeschlagenheit aus, bei der es mich kalt durchrieselte.

Die Unterhaltung stockte. Keiner wußte gleich, womit er beginnen sollte. Um diesem peinlichen Schweigen ein Ende zu machen, versteckte ich mich hinter

die kleinen Sorgen und Aufmerksamkeiten, die uns Frauen zu allen Zeiten so wohl anstehen, und die gewöhnlich ihren wohlthätigen Eindruck nicht verfehlen. Aber an ihm glitt heute Alles kalt ab. Wie gemüthlich ich auch den Theetisch ordnete und ihm jegliches nach seinem Geschmacke bereitete, konnte ich ihm doch kein Lächeln des Dankes oder der Zufriedenheit abgewinnen. Er schien mehr aus Höflichkeit als aus Bedürfnis die ihm vorgesezten Speisen zu genießen und seine kurzen zerstreuten Antworten verriethen deutlich die Abwesenheit seiner Gedanken und ließen mich endlich von jedem Versuche, ihn in eine Unterhaltung zu ziehen, abstehe. Damit aber unser gänzlichcs Schweigen ihn nicht peinlich daran erinnere, wer so störend in unsern kleinen Kreis eingewirkt habe, nahm ich neben Graf Pepoli Platz und begann mit diesem eine leichte Unterhaltung in seiner Muttersprache. Mein Deutscher wurde aufmerksam; ein Seitenblick belehrte mich, daß er unserem Gespräche folge, und wie von einem plötzlichen Gedanken aufgeheitert, forschend von diesem auf mich sah und wie mit sich selber zu berathen schien. Dann aber sprang er plötzlich auf, schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirne, und rannte zum Zimmer hinaus.

Ich sah ihm bestürzt nach.

„Gehen Sie, ich bitte Sie,“ wandte ich mich an den Grafen, „gehen Sie und sehen Sie, was er vor hat! Wir dürfen ihn in dieser Stimmung nicht sich selbst überlassen.“

Es war das erste Mal, daß ich eine Aeußerung über ihn laut werden ließ. Die Sorge des Augenblicks ließ mich meines Vorsatzes vergessen nie einem Dritten zu gestatten, sich in unsere Privatverhältnisse einzumischen. Fast reute es mich, als es geschehen; aber es war zu spät, — Graf Pepoli hatte das Zimmer schon verlassen.

Es währte lange, ehe er wiederkehrte.

Mir blieb indessen reichliche Zeit zum Nachdenken, und ich konnte nicht umhin mir den Selbstvorwurf zu machen, daß ich, wie die Pietisten, Alles dem lieben Gott überlassen, und die Hände in den Schooß legend ruhig zugehcn hatte, wie sich die Dinge gestalten würden. Aber vielleicht war es noch nicht zu spät, und heute noch wollte ich ernstlich mit ihm sprechen und nicht abstehe, bis er mir bekannt hätte, was ihn drückte. Durch diesen Vorsatz beruhigt und gestärkt blickte ich muthig in das Gesicht der beiden Männer, als diese, nach einer fast Stunden langen Abwesenheit, wieder eintraten. —

Beide nahmen schweigend Platz und blickten düster vor sich hin, wie zwei Statuen, ohne Leben oder Bewegung. Graf Pepoli schien nun ebenfalls von diesem Geiste des Mißmuths angesteckt zu sein.

„Könntest Du mich nicht morgen in die Stadt fahren?“ redete ich endlich meinen Deutschen an; „ich habe verschiedene Einkäufe zu machen.“

Es lag mir daran, mit ihm allein zu sein, und ich hoffte, daß in der freien

Natur, unter Gottes weitem Himmel, ein paar freundliche Worte leichter ihren Weg zu seinem Herzen nehmen würden, als in der engen Menschenwohnung, wo uns so leicht alles bedrückt und beschränkt. Mit gespannter Erwartung lauschte ich daher seiner Entgegnung.

Er fuhr wie aus düsterm Sinnen auf, sah mich einige Minuten halb zweifelnd, halb fragend an, als sei er ungewiß, ob er die Meinung meiner Worte auch recht aufgefaßt habe, und erwiderte dann kurz: „Ich kann Dich nicht in die Stadt fahren. Ich darf mich dort nicht blicken lassen. Graf Pepoli wird Dir die Ursache sagen; denn wissen mußt Du es ja doch einmal, und vielleicht bist Du großmüthig genug, die Hand zur Rettung zu bieten.“ — „Und nicht aus Deinem eigenen Munde soll ich hören, worin ich Dir nützlich sein kann?“ sagte ich und sah ihn dabei mit schmerzlich vorwurfsvollem Blicke an. Er konnte mein Kluge nicht ertragen, er senkte das seinige davor zur Erde und erwiderte milde und wehmüthig: „Verzeihe mir, Ida, aber ich kann nicht!“ — Damit eilte er aus dem Zimmer. —

„Darf ich bitten, Graf Pepoli, daß Sie sich Ihres Auftrags entledigen?“ sagte ich ernst.

Mit peinlich verlegenem Gesicht wandte sich dieser zu mir und sagte nach einigen Umschweifen, daß die Einwohner von Capstadt so erbittert gegen meine Deutschen seien, daß er sich nicht sehen lassen dürfe, ohne befürchten zu müssen, gesteinigt zu werden.

„Das sind die Folgen, Graf Pepoli, aber nicht die Ursache — und diese letztere sollte ich erst hören. Sagen Sie mir doch mit graden Worten, was er gethan hat, sich diesen Haß zuzuziehen, was ihn unglücklich macht und vor Allem, was ich für ihn thun kann. Aber kurz, ich bitte Sie!“ — „Eine Liebesangelegenheit — er hat, er hat — ein Mädchen entehrt. . .“

Meine Knie zitterten. Das hatte ich nicht erwartet!

„Fahren Sie fort!“ rief ich. „Sagen Sie schnell, wer das Mädchen ist und wie er jetzt mit ihr steht?“ — „Es ist die schöne Indierin. Sie kennen sie von Ansehen, wie ich weiß. Sie ward hier von einer alten Tante aufgezogen, die eine Erz-Katholikin ist. Ihr Gatte wollte des Mädchens Seele retten. Er hörte, daß die alte Dame ihr ganzes Herz darauf gesetzt habe, die Nichte für ihren Glauben zu gewinnen und daß ein katholischer Priester ihr dabei hülfreich zur Hand ginge; denn der Vater ist reich und diese Tochter sein einziges Kind und alleinige Erbin seines ganzen Vermögens. Die Zeit ihrer Confirmation nahte; nach dieser wollte der Vater sie zurückholen. Jetzt galt es also. Der Kampf wurde gewagt. Das Mädchen sollte in beiden Religionen unterrichtet werden und dann selbst wählen. Sie hatte bald entschieden. Ihr Herz sprach für den protestantischen Lehrer — es war ihre erste Liebe; die Religion und der Mann, der ihr der Verkündiger derselben ward, schmolzen zu einem idealischen Ganzen zu-

sammen. Sie vergaßen sich beide! — Gern gäbe er sein wärmstes Herzblut, das Geschehene ungeschehen zu machen; aber ernst, fürchterlich, unwiderrüßlich stehen die Folgen der That da und schreien um Rache. Die Tante ist in das Geheimniß gedrungen und hat den katholischen Priester zum Vertrauten gemacht. Dieser ist unendlich froh, einem protestantischen Missionär eine solche Schandkappe aufsetzen zu können, und alle Rücksicht gegen die Familie aus den Augen setzend, gibt er blind fanatisch nur seinem Eifer Gehör und macht öffentlich von der Kanzel seine Gemeinde auf einen Wolf im Schafspelze aufmerksam, der die Religion zum Deckmantel seiner List machte. Der Pöbel, aufgehetzt, rottet sich in den Straßen zusammen und nur mit Mühe gelingt es Ihrem Gemahl der Steinigung zu entgehen. Das Mädchen ist entehrt und in den Händen derer, die ihren Kummer durch Vorwürfe zur Verzweiflung stacheln; er ist als Mann und als Gottesdiener gebrandmarkt und schämt sich einem Kinde in's Angesicht zu blicken. So steht es. Nun rathen Sie und finden Sie einen Ausweg. —

Ich verließ das Zimmer. Denn ich fühlte, daß ich der Einsamkeit bedurfte, mich mit mir selbst zu berathen, und für den Augenblick hatte ich keine Antwort. Kein Schlaf kam diese Nacht in meine Augen. Unruhig wandelte ich in meinem Gemache auf und ab bis der Tag graute.

Zum ersten Male nach langen Wochen brach heute ein Sonnenstrahl aus dem grauen Wolfenhimmel. Ich nahm es als eine günstige Vorbedeutung an. Ich schob die Vorhänge zurück und blickte lange in das Gestirn des Tages, mit dem Wunsche, daß sich jetzt vor meiner Seele so lichterhell, wie der junge Morgen, der Weg des Rechtes darstellen möge. Vor Allem aber sollte keine Rücksicht auf mein Ich Einfluß auf meine Handlungsweise ausüben, damit das Bewußtsein, nach meiner besten Einsicht gethan zu haben, mir in der Zukunft Friede und Zufriedenheit verleihe. Ich klingelte hierauf meiner Dienerin, gebot ihr, mir mein Frühstück in mein Zimmer zu bringen, und den Herrn Grafen zu ersuchen, in einer Stunde mit mir nach Capstadt zu fahren. Er willigte ein und mit dem Schlage fünf saßen wir im Wagen. —

Auf dem Wege wechselten wir keine Sylbe. Er sah mich bisweilen forschend an und schien die kalte Ruhe meines Gesichtes nicht zu verstehen. Er kannte die Frauen meines Landes nicht. Wir machen nicht viel Worte, aber wir handeln, wo es Noth thut. Als wir den Gasthof erreichten, bat ich ihn, dort zu verweilen und meiner Rückkehr zu harren. Er schien dies ungerne zu thun; es beunruhigte ihn, mich allein gehen zu lassen; doch willigte er ein. „Aber noch Eins bitte ich Sie!“ rief er mir noch nach. „Haben Sie Rücksicht mit dem Mädchen! Bedenken Sie ihre Jugend und was sie so schon leidet; verfahren Sie milde!“

Ich lächelte.

„Sein Sie unbesorgt, Graf Pepoli;“ versetzte ich. „Nicht um zu richten,

sondern zu versöhnen, bin ich hierher gekommen. Sie werden mit mir zufrieden sein, hoffe ich."

Ich reichte ihm die Hand; er küßte sie und sah mich beruhigt und mit mehr Vertrauen an. Glaubte er vielleicht, ich habe den Dolsch geschärft, mich einer Nebenbuhlerin zu entledigen? —

Es war ein schwerer Gang.

Vor dem Hause blieb ich einige Minuten stehen, wie um Athem zu schöpfen. Als die Dienerin geöffnet hatte, folgte ich dieser auf dem Fuß in das Wohnzimmer nach, aus Furcht, daß man mich nach Nennung meines Namens abweise. Die schöne Indierin saß bei meinem Eintritt, den Kopf in die Hand gestützt, in einer Ecke des Sopha's. Sie sah sehr bleich aus und ihre Augen trugen die Spuren von Thränen. Als ihr mein Besuch angekündigt wurde, fuhr sie mit einem Angstschrei in die Höhe, und wenig fehlte, so wäre sie mir zu Füßen gesunken. Sie glaubte ohne Zweifel auch, daß ich als rächender Engel erscheine, ihr mit Tod und Verderben zu drohen. Ich fing sie in meinen Armen auf, führte sie zum Sopha zurück und setzte mich ihr zur Seite. Sie sah mich verwundert an; dann senkte sie ihren Blick in ihren Schooß und helle heiße Perlen regneten dick über ihre Wangen herab. Ich nahm mein Tuch, und trocknete sie; aber ich sagte nichts.

Jetzt trat die Tante ein. Man hatte sie von meiner Anwesenheit unterrichtet, und sie wollte diese Gelegenheit wahrnehmen, ihren Unwillen gegen meinen Gatten auszulassen. Sie zögerte daher nicht, nach der ersten flüchtigen Begrüßung, sogleich den Gegenstand zu berühren, der sie zu uns herein geführt hatte, und mit einem Schwall beleidigender Ausdrücke seinen Charakter und sein Betragen anzugreifen. Ich hörte ihr einen Augenblick zu, dann erhob ich mich sehr ernst:

„Madame,“ begann ich, „Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich Sie unterbreche; aber Sie fühlen wohl, daß solche Ausdrücke sich durchaus nicht für das Ohr einer Frau passen. Wie groß auch seine Fehler sein mögen, so darf ich doch nie den Stab über ihn brechen, und ich bin nicht hierher gekommen, ihn anzuklagen, sondern ihn zu entschuldigen.“

Die Alte blickte mich erstaunt an; aber das Mädchen lohnte mir mit einem schönen Blick des Dankes, der mir deutlicher sagte, wie es mit diesem armen zerrissenen Herzen stehe, als alle Worte je vermocht hätten. Ich bat sie darauf, mich in ihr Zimmer zu führen, damit wir allein sprechen könnten. Sie sah nun vertrauensvoll zu mir auf, und sich von ihrem Sitze erhebend, nahm sie mich bei der Hand und führte mich mit sich hinweg. In ihrem Stübchen angekommen, schlang ich meinen Arm um sie, zog sie neben mich auf ihr kleines Lager nieder und bat sie, mich künftig ganz wie eine Schwester anzusehen; sie müsse nur aber auch rechtes Vertrauen in mich setzen, damit ich ihr mit Rath und That und Trost und Hülfe in jeder Verlegenheit beistehen könne.

„Sie sind so gut!“ sagte sie gerührt und versteckte ihr Köpfchen weinend an

meiner Brust. „Ich glaubte, Niemand könne mich noch lieben oder ein freundliches Wort mit mir reden! Die Tante schilt, der Priester verdammt, und mein Vater — mein armer, armer Vater!“ —

Bei Nennung dieses Namens brach sie in ein lautes Schluchzen aus.

„Der weiß doch von Nichts?“ fragte ich sie sanft. — „Gottlob! noch ist ihm Alles unbekannt. Die Tante droht mir alle Tage, daß sie ihm schreiben will, und nur durch unendliche Bitten und Thränen gelingt es mir, sie davon abzuhalten. Wie wünschte ich, der gute Gott möchte mich zu sich rufen, ehe der schreckliche Augenblick eintritt, der ihre Drohung wahr macht.“ — „Wir wollen nicht Alles in so düstere Farben kleiden, mein Kind!“ fiel ich ihr in die Rede. „Lassen Sie uns die ganze Sache erstlich einmal ruhig überlegen. Sie sind noch sehr jung und ohne Erfahrung, und da verzagt man leicht; Ihrer Kraft und Einsicht zu Hilfe zu kommen, sehen Sie mich hier. Fühlen Sie die Stärke in sich, das Bild des Mannes aus Ihrem Herzen zu reißen, der ihr Unglück gemacht hat?“

Sie begrub ihr Gesicht in beiden Händen.

„Wenn es sein muß,“ stammelte sie, „man kann Vieles. Und immer darf ich ihn ja doch als Freund lieben, ihn als einen geliebten Verstorbenen beweinen, und sein Kind, das arme Wesen, das die Sünden der Eltern zu tragen in's Leben tritt, das als eine Waise aufwachsen muß.“ — „Das soll es nicht,“ unterbrach ich sie bestimmt. „Es wird unter den Augen seines Vaters heranwachsen und die abwesende Mutter als eine Todte beweinen und lieben. Welchem unglücklichen Fehltritt es das Leben dankt, bleibe ihm ewig ein Geheimniß. Dem armen Mann, der hinreichend daran zu tragen hat, daß er sein Gewissen und seine Ehre gleich sehr befleckt hat, wird es ein Trost sein, in dem Kinde gut machen zu können, was er an der Mutter verschuldet hat, und gewiß soll seinem Leben an Liebe und Freude nichts abgehen. Sind Sie damit zufrieden?“

Sie nickte mir unter Thränen ein dankbares Ja zu.

„Glauben Sie mir,“ fuhr ich fort, „daß Ihr beider Glück mir aufrichtig am Herzen liegt; ich habe lange gesonnen, auf welche Weise ich dasselbe am besten befördern könnte. Persönliche Opfer kommen dabei nicht in Betracht; ich kenne keins, dem ich mich nicht willig unterworfen haben würde. Hätte es zu einem guten Zwecke führen können, den Segen der Kirche über Sie sprechen zu lassen, so könnten Sie noch heute vor den Altar hintreten; doch würde dies wenig oder nichts gefruchtet haben. Ihre Heirath wäre nicht gültig, Ihr Kind nicht weniger ein Bastard gewesen, die katholische Geistlichkeit hätte Sie gleich sehr verfolgt, und Ihrem Vater wäre dann die Wahrheit nicht vorzuenthalten gewesen. Wie es nun steht, läßt es sich mit einigen Opfern, einigem Kummer doch sicher zu einem erfreulichen Ende hinausführen. Wilhelm muß sogleich abreisen. Jeder Augenblick hier verlebt, muß ihm jetzt eine Hölle sein. Die katholische Geistlichkeit spottet seiner, das Volk verläßt ihn und zeigt mit Fingern auf ihn, und mehr

als Alles mahnen ihn die Furien seines eigenen Gewissens auf jedem Schritte an den gefallenen Engel in ihm. Die Zeit und gute Thaten müssen diese Wunden heilen; aber hier ist nicht der Ort dazu. Seine Gegenwart kann nichts mehr frommen, hier kann er kein Gutes mehr wirken; seine schönen Pläne, für Menschenglück und Weltverbesserung, sind hier durch ihn selbst gescheitert und er muß sie in andere Zonen tragen, und durch Erfahrung weiser gemacht, auf einem andern Boden in Ausführung bringen, wo diese Episode seines Lebens ein Geheimniß ist. Ich bleibe hier zurück. Sobald er abgereist ist, hole ich Sie zu mir auf's Land hinaus, wo wir uns Beide über das Vergangene zu trösten suchen müssen, und der Gedanke, daß wir das Beste gethan, was die Umstände zu thun erlaubten, wird dann auch noch dazu beitragen, tröstenden Balsam in unsere Herzen zu gießen. Sie bleiben dort bei mir, bis Sie in die Welt zurückkehren können. Ihre Tante will ich unterdessen zu bewegen suchen, Ihrem Vater Alles zu verschweigen, und einen Besuch von seiner Seite so lange hinauszuschieben, bis Sie ihn ohne Verdacht empfangen können. Dem Priester muß gleichfalls die Zunge gebunden werden, und vielleicht gelingt es uns sogar, ihn durch einige Geldopfer zu einem Widerruf aller von ihm ausgestreuten Gerüchte zu bewegen. Auf diese Weise, scheint mir, wird sich Alles ganz gut fügen; wenigstens wollte mir kein besserer Plan beifallen. Sagen Sie mir nun aber recht aufrichtig, wie Ihnen dies zusagt; denn nur, wenn wir ganz einverstanden und als Freunde handeln, können wir Gelingen hoffen."

Sie drückte mir gerührt die Hand. „Ich bewundere Sie!“ flüsterte sie. „Sie sollten mich hassen, in mir die Störerin Ihres Glückes, Ihres häuslichen Friedens sehen, und Sie überhäufen mich mit Güte und bieten mir Ihre Freundschaft an. Ich müßte wohl recht unwürdig sein, wenn ich das nicht zu erkennen vermöchte, und wenn meine Dankbarkeit für Sie mich nicht antriebe, blindlings Ihrem Rathe zu folgen. Ueberdem ist das, was sie vorschlagen, so weise und gut, daß ich nicht wüßte, wie es besser sein könnte. Sie sind ein Engel; mir wenigstens sind Sie es. Es war so bitter, immer nur Verachtung, kalte Verachtung in jedem Auge zu lesen, wenn ich Jahre meines Lebens für eine Thräne des Mitgeföhls gegeben hätte. Wie wohl thut mir nun Ihre Theilnahme!

„Lassen Sie das Vergangene! Denken Sie nur noch daran, alle Bücher und Musikalien und was Sie sonst gerne um sich haben, einzupacken, damit Sie wo möglich morgen schon zu mir kommen können. Dort in der freien Natur wird Ihnen viel freier und leichter werden, als hier in den engen Stadtmauern. Ueberdem habe ich manche Anordnungen zu treffen, bei denen Sie mir zur Seite stehen müssen.

„Weiß er um Ihren Plan? Weiß er, daß Sie hier sind?“ fragte sie schüchtern, denn es mochte ihr wohl während meiner Rede eingefallen sein, daß die ländlichen Freuden, die ich ihr versprach, seine Abwesenheit und Abreise voraus-

setzten, und daß ihnen ein Lebewohl vielleicht auf Nimmerwiederssehen vorangehen müsse.

„Er weiß von Nichts,“ versetzte ich ruhig. „Ich wollte Sie erst sehen und mich mit Ihnen verständigen, ehe ich ihm diesen Ausweg anzeigte; denn ohne Ihre Genehmigung war es ja nichts, und in seinem Kopfe spukte solch' wilde Verzweiflung, daß ich mir wenig ruhige Ueberlegung von ihm versprechen durfte. Auch hört er natürlich jetzt mehr auf Sie als auf mich, und nur, wenn ich ihm unsern Plan als Ihren Wunsch und Willen vorlege, wird er in denselben eingehen. Wenn er Ihrer jetzt nicht gedächte, und einzig für sich selbst Sorge trüge, so wäre er wohl keines Bedauerns werth; aber für Sie und weil es Ihr Bestes ist, muß er Alles thun. Noch in dieser Nacht werde ich ihm den Inhalt unserer Unterhaltung mittheilen und dann muß er handeln.“ — „Oh!“ rief sie plötzlich und schlang ihre beiden Arme um meinen Hals; „mir ist in dieser Minute, als wenn Alles nur ein böser Traum gewesen wäre. Oh! sagen Sie, daß es so ist! Sagen Sie, daß ein böses Fieber mir solche schwarze Bilder vorgespiegelt hat.“ „Lassen Sie es uns immerhin dafür nehmen, liebe Kleine!“ „Anbeten will ich Sie!“ rief sie enthusiastisch. „Gestern noch, wie dunkel war es da in mir, nirgends Hoffnungen, nirgends Trost, Gegenwart und Zukunft standen wie gespenstige Niesen vor mir und drohten Unheil, Unheil, Unheil! Und nun, fühle ich mich beinahe glücklich, und so froh und leicht ist mir, daß ich nicht recht weiß, ob ich weinen oder lachen soll. Aber — wenn er fort ist, und ich kann ihn nie mehr sehen, — da werde ich wohl manchmal weinen; werden Sie mir das verzeihen? werden Sie Nachsicht mit meiner Schwäche haben?“ „Ich werde mit Ihnen trauern, mit Ihnen weinen, meine liebe kleine Freundin, und dann trocken wir uns gegenseitig die Thränen und suchen uns zu trösten.“ Dabei nahm ich sie unter das Kinn und richtete ihr Köpfchen zu mir auf, das sie bei den letzten Worten verschämt und erröthend auf ihre Brust sinken ließ. Sie wandte nun ihr großes schwarzes Auge so demüthig bittend und mit einem so anmuthigen Ausdruck kindlichen Vertrauens zu mir, daß ich so vielen Liebreiz nicht zu widerstehen vermochte, und sie innig an mein Herz drückend sie nicht hinderte, mich mit Liebkosungen zu überschütten. Sie ist eine wahre kleine Sirene. —

Bald mußte ich mich indeß von ihr losreißen, denn die Zeit drängte und noch gar manche Obliegenheit blieb mir zu vollführen übrig. Daß sie mich morgen wiederssehen solle, versprach ich ihr fest, und auch ihm sollte sie ein kurzes Lebewohl sagen, ehe er schied, wenn sie selbst standhaft bleiben und auch ihn nicht erweichen wolle. Sie versprach Beides.

Im Wohnzimmer fand ich die Tante und ersuchte diese sogleich um eine kurze Unterredung unter vier Augen. Sie gewährte meine Bitte, wenn auch, wie es schien, eben nicht sehr gerne. Als wir allein waren, setzte ich ihr auseinander wie wünschenswerth es sei, dem Vater das Unglück des Mädchens zu verheimli-

chen, da es ihm nur Kummer verursachen und ihr, der Tante, nur Vorwürfe zuziehen würde. Dieser letztere Beweggrund schien sie vermocht zu haben, ihm die Sache bis jetzt zu verschweigen, und willig ging sie auf meine Pläne ein, sobald sich ihr die Möglichkeit zeigte, dem Zorne ihres Schwagers für immer zu entgehen. Ich machte sie nun darauf aufmerksam, wie unvorsichtig sie gehandelt habe, den Priester in diese Angelegenheit einzuweihen und wie ganz unnütz sie die Schande ihrer Mächte dadurch veröffentlicht habe. Sie bereute dies recht sehr, und hätte gern Alles wieder zurückgenommen; ich rieth ihr, bei dem Priester einen Versuch zu machen, und es nicht an Versprechungen fehlen zu lassen, im Fall er sich geneigt fände, öffentlich etwas zur Rechtfertigung des Mädchens zu sagen. Sie hoffte das Beste, und wollte noch heute mit ihm reden. Sie schien herzlich froh, einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu sehen, das sie vielleicht einer gemächlichen Existenz für ihre spätern Lebensjahre beraubt hätte, und ich verließ sie als eine eifrige Bundesgenossin.

Als ich nach dem Gasthose zurückkehrte, fand ich Graf Pepoli meiner mit erwartungsvoller Miene harrend. Ich sah es ihm an, daß er auf eine Mittheilung über diesen Besuch, der ihm höchst seltsam dünkte, rechnete; doch war es mir unmöglich, ihn in dieser Minute zu befriedigen. Mein Werk war erst halb gethan, ich hatte noch so manches zu ordnen und zu überdenken, daß es mir schwer geworden wäre, meine Gedanken auch nur für einen Augenblick von dem Gegenstande abzuziehen, der mich einzig beschäftigte. Die stumme Frage seines erwartungsvoll auf mich gerichteten Blickes beantwortete ich daher mit einem kurzen „Morgen mein Freund!“ und bat ihn, mir seinen Arm zu reichen und mich nach dem Hafen zu führen. Hier sah ich mich nach einem segelfertigen Schiffe um, und fand endlich eins, das nach Lissabon bestimmt, am nächsten Tage unter Segel gehen sollte. Das paßte ganz in meinen Plan. Ein Dampfschiff hätte mir bei weitem nicht so gut zugesagt, wäre es auch in einem mir zehnmal willkommenen Hafen eingelaufen. Wollen Sie das „warum“ wissen? Sie werden mich boshaft, abscheulich und was nicht Alles nennen; — immerhin! Die Idee ist darum doch so übel nicht, denn sie ist heilsam. Ich rechnete auf die Seekrankheit. Fürst Bückler sagt irgendwo, daß dies Uebel die wirksamste Arznei gegen alle romantischen Gefühle sei; durfte ich nun nicht hoffen und das mit Recht, daß ein Monat so zwischen Erde und Himmel, zwischen Leben und Sterben zugebracht, meinen Deutschen bedeutend abkühlen würde, und daß nach Verlauf dieser Zeit Kopf und Herz wieder am rechten Orte anzutreffen sein möchten? Es war wenigstens die Hoffnung dazu da; so galt es den Versuch.

Ich bestellte einen Platz für ihn, erkundigte mich genau nach der Stunde der Abfahrt und eilte dann nach dem Gasthose zurück, so schnell wie möglich mein „verlorenes Eden“ zu erreichen. Graf Pepoli hatte mich während dieser Verhandlungen mit immer wachsendem Erstaunen betrachtet, ohne sich jedoch eine Frage

zu erlauben. Auch während der Fahrt beobachtete er dieses Schweigen, und ich dankte es ihm herzlich.

Es war tiefe Nacht, als wir unsere Wohnung erreichten. Bei unserm Eintritt saß mein Deutscher, den Kopf in beide Hände gestützt, vor einem Tisch, vor dem zwei Lichter brannten, die augenblickliches Verlöschen drohten. Er bemerkte unsern Eintritt nicht.

Ich nähete mich ihm, legte meine Hand leise auf seine Schulter und flüsterte: „Wilhelm!“

Er fuhr erschrocken in die Höhe. „Wo bist Du so lange gewesen?“ fragte er, mich dabei mit argwöhnischen Blicken musternd.

„In der Stadt!“ versetzte ich mit unbefangener Ruhe. „Komm mit mir in mein Zimmer! Ich habe Dir gar Manches mitzutheilen. „Gute Nacht! lieber Graf,“ wandte ich mich zu diesem, ihm die Hand reichend. „Sie müssen mir heute verzeihen, daß ich mich so wenig dankbar für Ihre Begleitung beweise und Sie jetzt sich selbst überlasse; aber morgen sollen Sie eine angenehmere Wirthin in mir finden und für Alles entschädigt werden.“

In meinem Zimmer fanden wir eine helle Flamme und dampfenden Thee; ich war froh, daß alles so behaglich und heiter aussah, weil ich nur zu gut weiß, wie sehr die äußern Umgebungen auch gelegentlich auf den innern Menschen einwirken. Ich warf Hut und Mantel ab und zog meinen Deutschen neben mich auf das Sopha.

„Komm, Wilhelm!“ sagte ich freundlich seine Hand fassend. „Nicht diese düster verschlossene Miene. Bin ich nicht Deine beste, Deine treueste Freundin, nicht diejenige, die jeden Kummer, jede Sorge mit Dir theilen sollte? Und das konntest Du vergessen, und Dich so ganz in Dich selbst verschließen? Du thatest sehr Unrecht. Und wie viel mußt Du dabei gelitten haben, mein armer Wilhelm?“

Diese freundlich theilnehmenden Worte, da, wo er Vorwürfe und Ermahnungen erwartete, lösten die Eisrinde von seinem Herzen, dem starken Manne standen die Thränen in den Augen, und er war genöthigt, sie mit der Hand zu überschatten, mir seine Rührung zu verbergen. --

„Haben Sie je einen Mann weinen sehen? O! es ist ein eigener, wunderbar erschütternder Anblick, wenn dem harten Geschlecht dieser Thau eines bewegten Herzens über die Wangen rollt.“

„Hat Graf Pepoli Dir Alles mitgetheilt, Alles?“ begann er endlich, als sei es ihm unmöglich zu denken, daß ich wirklich mit der Ursache seiner Verstorung bekannt geworden.

„Er hat mir gesagt, was Dich unglücklich macht und Dir Ruhe und Frieden raubt,“ versetzte ich sanft.

„So hast Du sie gesehen?“ — „Ich ging zu ihr und legte ihr meinen Plan Dich und sie zu retten.“ —

„Und wie empfing sie Dich? Fürchtete sie sich? Erschreckte es sie, Dir unter die Augen treten zu müssen?“

„Anfangs war sie wohl ein wenig befangen und furchtsam; als sie aber hörte, in welcher Absicht ich gekommen war, da kannte sie nur Dankbarkeit, und nannte mich ihren rettenden Engel. Sie war unendlich reizend in ihrem Gram, und ich gewann die arme Kleine in der einen Stunde lieb wie eine Schwester. Kein Wunder, daß der Vater stolz auf diese Tochter ist und sie als den Stern seines Lebens betrachtet.“

„Und diese Blume mußte ich knicken; — den Segen ihres Vaters in Fluch verwandeln!“ rief er leidenschaftlich aus und schlug die geballte Hand vor die Stirne. — „Wie das, Wilhelm? Du wolltest doch nicht so grausam sein, den alten Mann von dem Fehltritt seiner Tochter zu unterrichten und ihn mit Kummer in die Grube fahren zu lassen? Unmöglich! Es wäre weder christlich noch gut.“ Er sah mich groß an. — „Sieh, Wilhelm!“ sagte ich und zog ihn nach mir in das anstoßende Cabinet, wo die kleine Arabella schlief. „Sieh!“ sagte ich, ihn an das Lager des Kindes ziehend, „dies kleine Mädchen hat uns der Himmel gesandt, es für die schwache Mutter zu entschädigen, die ihm das Leben gab, aber ihm keine Liebe geben wollte. Die Kleine soll künftig nicht mehr allein sein, sie soll einen Spielgefährten haben, und Beiden wirst Du, hoffe ich, ein so guter Vater sein, als ich ihnen Mutter sein will.“ — „Du wolltest“ — und er hielt unschlüssig inne, als getraue er sich nicht die Meinung meiner Worte errathen zu haben. — „Ich will Dein Kind erziehen, Wilhelm, und ihm Mutter sein; denn sie, die diese Pflicht übernehmen sollte, kann es nicht, weil sie vor der Welt ehrlos dastehen und ihrem alten Vater ein frühzeitiges Grab bereiten würde. Höre nun, wie wir Alles einzurichten gedenken!“

Ich zog ihn in das vordere Zimmer zurück, drückte ihn in die Sophaecke und berichtete ihm nun Alles umständlich. Er hörte mir aufmerksam zu und ließ sich keines meiner Worte entgehen. Jedes Lob, das ich ihr ertheilte, schien ihm unendlich wohl zu thun. Besonders hob ich denn noch hervor, wie tröstend ihr der Gedanke gewesen sei, ihren guten Namen vor der Welt retten und dadurch ihrem alten Vater die Schande ersparen zu können, sie öffentlich entehrt zu sehen.

„Aber, mein Himmel! wohin soll ich denn gehen?“ rief er erschrocken. „Und was wird aus Dir werden?“ — „Ich bleibe hier, bis ich meinen neuen Schützling dem Vater zurückgeben kann; dann folge ich Dir. Unser Eigenthum muß ich während dem zu veräußern suchen, und für den Ertrag müssen wir uns unter einem andern Himmelsstrich ansiedeln. Hier darf nun einmal unseres Bleibens nicht sein. Ein Schiff nach Lissabon liegt segelfertig; gehe dahin ab und warte dort auf Nachricht von mir.“ — „Aber so schnell?“ sagte er und sah mich starr und unschlüssig an. — „Du bist es ihr schuldig. Ihre Ehre zu retten darf Dir kein Opfer zu groß sein. Ich will die Tante zu bewegen suchen, Dir auf eine

halbe Stunde Zutritt zu gestatten; dann mußt Du aber sehr eilen, Deine Reisevorbereitungen zu treffen, damit es uns nicht an Zeit gebreche. Jede Minute, die Du verlierst, stiehlt Du Dir und ihr von dieser letzten Zusammenkunft. Darum eile!“ — „Wie gut Du bist!“ sagte er gerührt. „Ich will es Dir eines Tages danken — glaube es mir; — jetzt aber ist mein Kopf wüst, ich weiß kaum wo ich bin.“

Er ging. Der Gedanke, sie morgen zu sehen, ließ ihn alles übrige vergessen; er dachte nur an den Augenblick, der ihn zu ihr führen sollte, und übersah die Möglichkeit einer Trennung für immer. Schwaches, menschliches Herz!

Als er mich verlassen hatte, sank ich erschöpft zusammen. Der Tag war fast zu viel für mich gewesen, und erst jetzt, da ich allein war, fühlte ich, welchen Aufwand körperlicher und geistiger Kräfte es bedurfte, das zu vollbringen, was ich möglich gemacht hatte. Doch raffte ich mich zusammen; denn es stand mir heute noch ein schlimmer Tag bevor, an dem ich, die Gesunde, für die Kranke arbeiten und denken mußte.

Unter diesen Gedanken warf ich mich unangekleidet auf mein Lager und suchte Ruhe, die ich nicht finden konnte. Wie gerne hätte ich mich heute in das Reich der Träume verloren! Zum ersten Male empfand ich es so recht lebhaft, welche Wohlthat es sei, das Leben und seine Verhältnisse vergessen zu können.

Der Morgen graute. Eben malten sich am östlichen Horizonte die ersten Purpurstreifen, als ich fröstelnd meinen warmen Schawl suchte, um mich bestmöglichst gegen die feuchten Dünste der Morgenkühle zu vertheidigen; denn mit dem grauenden Tage gedachte ich meine Fahrt anzutreten. Ich fühlte mich keineswegs behaglich; doch was ließ sich thun?

Ich klingelte und ließ mir starken Kaffee bringen. Während ich den dampfenden Mokka hinunter schlürfte, sah ich hinaus in die weite Natur, wo alles Ruhe und Frieden athmete — in jene Stille des erwachenden Morgens, die stets so groß und einzig auf die Seele wirkt.

Jetzt sammelten sich die feuchten Dünste und wogten in dichten Massen durcheinander, bis am fernen Horizonte das große Gestirn des Tages aufstauchte und sich vor seinem hellen Lichte bescheiden jedes verdunkelnde Element senkte. Wie klar, wie groß! Und sollte nicht des Menschen Seele, dieser Funke der Gottheit, an reiner Helle dieser Strahlenkönigin gleichen? Gewiß, sie sollte. Sollte und könnte auch! Und dann, wie göttlich schön das Leben! Welch klares Verstehen! Welche Anschauung! Gütige Allmacht, erleuchte uns, und besonders noch mich und mich besonders noch heute!

So dachte und betete ich, und zog mich dann vom Fenster zurück, diesem Quietismus die hilfreiche Thätigkeit einer wahren Christin folgen zu lassen. Eben kündigte man mir an, daß mein Gatte meiner schon im Wagen harre, ich eilte also ihm dahin zu folgen.

Wir wechselten heute kein Wort. Jeder war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um nach einem Austausch derselben zu verlangen. Er sah sehr bleich aus. Die durchwachte Nacht und der Kampf, den er vielleicht mit sich selbst zu bestehen gehabt hatte, um heute nicht wortbrüchig an mir zu werden, mochten ihn wohl ein wenig erschöpft haben. Es half aber nichts, sobald er nur siegte. Meiner schien er durchaus nicht zu achten. Einmal indeß, als ich ihn sorgfältig mit einer Hälfte meines Mantels bedeckte, um ihn gegen die rauhe Morgenluft zu schützen, gegen die er sich zu verwahren ganz vergessen hatte, nahm er meine Hand, drückte sie innig und sagte mit Rührung: „Du bist zu gut; aber ich will es Dir nicht vergessen.“ Ich schwieg zu dieser Aeußerung; doch verfehlten diese Worte nicht, einen höchst angenehmen Eindruck auf mich hervorzubringen. So hatte ich nicht auf Sand gebaut. Selbst im Moment aufgeregter Leidenschaft konnte er gerecht und dankbar sein; — ich segnete Gott dafür.

Im Gasthof angekommen, nöthigte ich ihn einige Erfrischungen zu nehmen, denn er bedurfte einer Stärkung. Dann nahm ich seinen Arm und führte ihn nach dem Hause des Mädchens. Als wir vor der Thüre desselben anlangten sah ich ihn bleich werden und zittern. Wie sollte es enden, wenn sie nicht stark war?

Ich ließ mich bei der Tante melden. Sie empfing mich sehr zuvorkommend und bewilligte sogleich meine Bitte, die beiden Unglücklichen von einander Abschied nehmen zu lassen. Ich führte ihn darauf selbst zu dem Mädchen und schloß die Thüre hinter beiden; dann kehrte ich zur Tante zurück, dieser die Zeit zu verplaudern. Eine Stunde verging; sie schien mir in ihrer Dauer einer Ewigkeit gleich. Ich saß wie auf Nadeln. Der Augenblick zur Abreise nahte, und noch immer erschien er nicht. Wenn ihm der Muth entfiel diese Trennung zu übersehen! Großer Gott, was dann? —

Jeder Augenblick steigerte meine Angst. Ich durfte nicht länger zögern, oder es war zu spät. Ich mußte ihn jetzt rufen, oder alles verloren geben. Eben sammelte ich meinen ganzen Muth und nahte mich der Thüre, das gewichtige „muß“ auszusprechen, als diese sich öffnete, und Wilhelm heraustrat. Seine Augen waren geschwollen; er hatte geweint und es erschütterte mich immer ganz besonders, einem starken Manne diesen Tribut eines bewegten Herzens abgezwungen zu sehen. Ich nahm seine Hand, drückte sie theilnehmend an meine Brust und flüsterte: „Wie ist sie, Wilhelm? Soll ich zu ihr gehen?“

„Sie ist ruhig und gefaßt,“ versetzte er mit zitternder Stimme. „Laß sie jetzt nur allein, das ist das Beste für sie; aber ich bedarf Deiner desto mehr. Komm' mit mir und treibe mich an, das schwere Werk zu vollführen. Mein Muth ist hin; meine Kraft ist gebrochen.“

Ich führte ihn schnell hinaus. Im Freien angekommen seufzte er hoch auf. Mir war da drinnen, als sollten die Mauern über mir zusammen brechen, so

ängstlich und bekommen war mir's, jetzt fühle ich mich besser;" dies sagend zog er mich nun selbst mit sich fort. Der Hafen war bald erreicht. Während man seine Sachen einschiffte, wandelte er unruhig mit mir auf und ab, drückte dann und wann meinen Arm, der in dem seinigen ruhte und machte einen Versuch zu sprechen; dann aber schien er sich wieder vor sich selbst zu fürchten, und ließ das halbe Wort auf seiner Lippe ersterben, ohne es zu einer Aeußerung kommen zu lassen. Jetzt feuerte man die erste Kanone. „Lebe wohl!“ rief er, mich rasch an sein Herz ziehend. „Sei ferner mein rettender Engel. Auf Dir ruht meine ganze Hoffnung. In Lissabon höre ich von Dir.“ — „Verlaß Dich ganz auf mich, Wilhelm,“ sagte ich herzlich „und habe guten Muth! Nichts ist verloren, wenn man sich nur selbst nicht verliert. Wir sehen uns bald wieder!“

Das Boot stieß vom Ufer. Ich winkte ihm noch ein Lebewohl zu, während er das Schiff schon bestieg, das jetzt sogleich seine Anker lichtete und mit seinem breiten Kiel schnell die Fluthen durchschnitt. Mit jeder Minute wuchs der Zwischenraum, der uns trennte, und bald lag das ganze weite Element zwischen mir und demjenigen, der mein Beschützer sein sollte, und allein blieb die junge Gattin in dem großen, beinahe unwirthbaren Welttheile zurück \*).

---

\*) Aus den „Erzählungen einer Deutschen in London“, die binnen Kurzem bei F. L. Herbig in Leipzig erscheinen, und auf die wir hier das Lesepublikum aufmerksam machen.

D. Red.